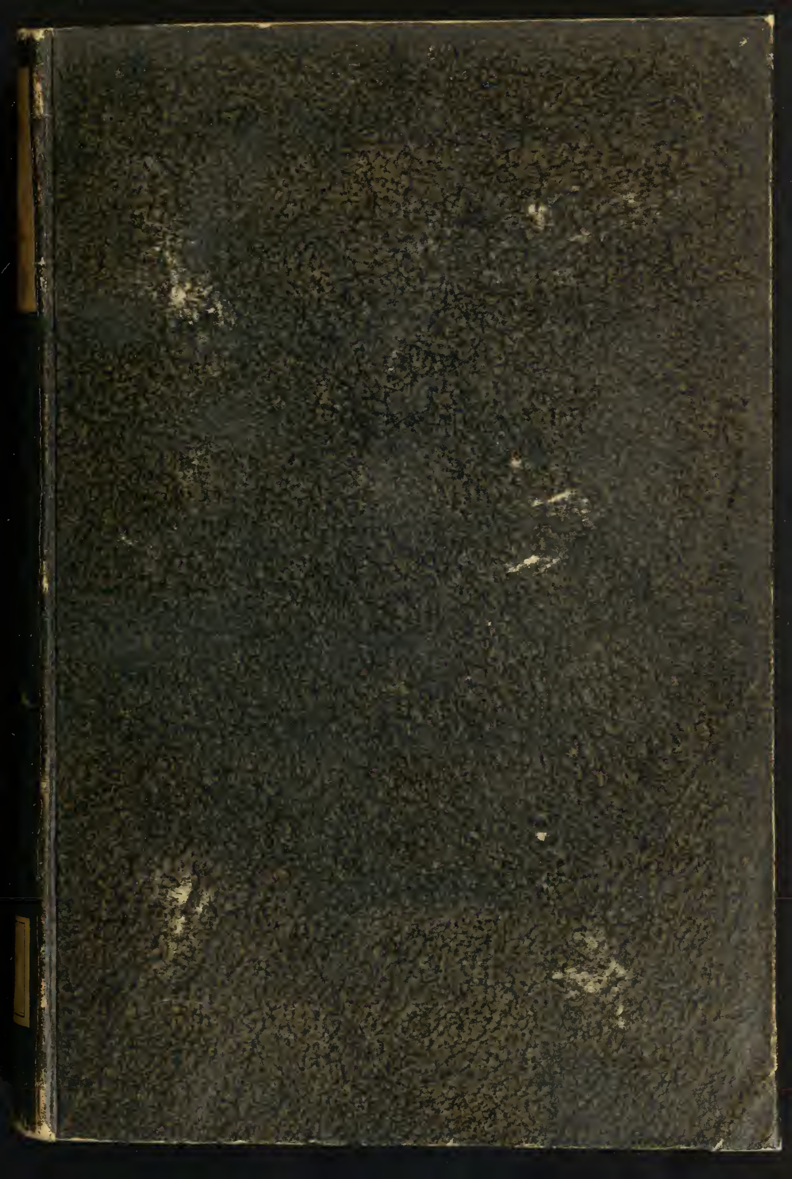


Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

Ein recht wohlunterrichteter junger Mann, der in einem Buche von der „Zenanamission" gelesen hatte, fragte neulich ganz naiv, ob die Zenana's nicht ein Stamm der Afghanen seien, — und der Fragesteller gehörte noch dazu dem Volke an, das seinen Beruf, heidnische Nationen zu civilisiren und zu christianisiren, am längsten schon in Indien bethätigt hat.*) Vielleicht könnte aber auch unter den Lesern dieser Blätter, denen Indien zwar nicht durch das Recht der Gewalt, wohl aber durch das Recht der Liebe angehört, mancher die Antwort auf ähnliche Fragen schuldig bleiben. Andere aber, denen Indien durch persönliche Beziehungen oder durch Lektüre von Missionsberichten bekannter ist, werden einige Beiträge zur besseren Kenntniß desselben gewiß dankbar aufnehmen; denn die Liebe zu einer unsrer Theilnahme werthen Sache verlangt einerseits immer genauere Bekanntschaft mit derselben, und wird andererseits durch die wachsende Erkenntniß auch angefrischt und vertieft. Was wir im Folgenden mittheilen, ist den Schilderungen eines Mannes der Wissenschaft entnommen, der sich sein Leben lang mit Indien beschäftigt und der es mehrere Male von Kaschmir bis zum Kap Comorin durchreist hat; das Auge, mit dem er Indien beobachtet hat, ist aber zugleich das eines warmen Freundes des Christenthums

*) Wie groß bei uns in Deutschland noch immer die Unbekanntschaft mit indischen Dingen ist, kann man z. B. in einem sonst vortrefflichen Aufsatz der Augsb. Allg. Zeitung (Nr. 136, Beilage) sehen, wo das Wort Kuli aus der „Kuli-Kaste" hergeleitet wird, während es einfach einen Lohnarbeiter (Kuli-Lohn) bedeutet, eine „Kuli-Kaste" aber gar nicht existirt. Wahrscheinlich ist dem Verf. die Kulin-Kaste vorgeschwebt; die Mitglieder derselben, feine Brahmanen, würden ihm diese Verwechslung aber wohl sehr übel nehmen.

und der Mission.*) Das Interessanteste aus den Mittheilungen des englischen Professors stellen wir — ohne es auf Vollständigkeit abzusehen — zusammen unter den Abschnitten: Die Engländer in Indien, das Heidenthum in Indien und die Mission in Indien.

1. Die Engländer in Indien.

a. Verdienste der Engländer.

Die Erfolge der englischen Civilisationsarbeit sind so bedeutend, daß auch der ärgste Gegner Englands seine Augen dagegen nicht verschließen kann. Einst stellte sich Indien dem Blicke dar als ein Land, das durch innere Kriege verheert, durch despotische Herrscher geknechtet, durch Hungersnöthe entvölkert und widerstandslos der zerstörenden Macht von Seuchen und Naturgewalten preisgegeben war; jetzt sind die Naturgewalten bezähmt und überwacht, Dampf und Elektricität in den Dienst des Handels und Verkehrs gestellt, gute Straßen, Kanäle und Wasserwerke eingerichtet, Rechtstitel aller Art gesichert; das Richteramt wird unparteiisch gehandhabt, die Bildung des Volkes gefördert, und überall trifft man eine Bevölkerung, die gedeiht und sich rasch vermehrt.

Greifen wir nur einige Punkte heraus, z. B. die Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen. Nicht blos Engländer bedienen sich derselben, sondern auch die Hindus, ohne sich durch Nationalstolz und Kastenvorurtheil abhalten zu lassen. Als der Prinz von Wales nach Bombay kam, eilten die Eingebornen zu Tausenden an die Bahnstationen, um ihn zu sehen. Die wartende Menge verkürzte sich in recht lebhafter Weise die Zeit durch Schwatzen und Schreien; das Geschrei und der Lärm glichen dem Rauschen des Meeres, so daß es einem Neuling scheinen konnte, als sei ein zweiter indischer Aufstand im Anzug.**) Dann aber bestiegen sie den Zug in voller Ordnung, ohne sich mit ihrer Ueberzahl den Weg in die

*) Der Titel des Buches lautet: „Modern India and the Indians, being a series of impressions, notes and essays by *Monier Williams*" (Professor in Oxford). London, Trübner and Co., Ludgate Hill. 1878.

**) Die gewaltig lauten Stimmen der Hindus rühren wohl daher, daß sie gemeinsame Angelegenheiten in freier Luft, unter Bäumen zu verhandeln pflegen.

ersten Klassen erobern zu wollen. Geduldig wie Schafe ließen sie sich in die Wägen dritter Klasse einpferchen (die zum Theil noch eine obere Etage hatten). Aehnlich mag es hergehen, wenn Schaaren von Eingebornen zum Götzenfeste oder zu einem heiligen Orte wallfahren; denn auch die Poesie einer Wallfahrt zu Fuß ist durch die englischen Eisenbahnen verdrängt, und noch mehr: der Zulauf zu heiligen Orten wird jetzt um so größer, je schneller die Entfernungen mittelst der Eisenbahn durchmessen werden. Auch der Erfolg der englischen Civilisation ist jedenfalls unbeabsichtigt, den einmal ein gelehrter Hindu mit den Worten ausdrückte, es gebe in Indien seit der Einführung der Eisenbahnen nicht mehr so viel böse Geister, wie früher. Und warum dies? Der Geisterspuck, sagte er, komme einfach daher, daß Verstorbene, denen ihre Verwandten keine Todtenopfer darbringen, zu herumirrenden Geistern werden und die Menschen plagen. Nachdem nun durch englische Bemühung der Verkehr so leicht geworden sei, komme es nur noch selten vor, daß die Verwandten nicht schnell genug von einem Todesfall benachrichtigt werden, um die Ceremonien rechtzeitig vollziehen zu können. — Die Post wie die Eisenbahn bieten natürlich für die Eingebornen Gelegenheit zu Anstellungen: indische Postboten eilen, in leichtester Kleidung, ihre Last Briefe auf dem Kopfe, von einer Stadt zur anderen, und auf den Komptoirs und Bureaux aller Art wimmelt es von Hindu-Beamteten. Aber all' diese äußerlichen Civilisationsarbeiten müssen zu gleicher Zeit auch der Mission und ihren Angestellten zum Besten dienen, nicht nur durch den Zeitgewinn und die Kraftersparniß, welche das Eisenbahnreisen mit sich bringt, sondern auch durch den zerstörenden Einfluß, welchen dieses Verkehrsmittel auf Kastenvorurtheile und indischen Aberglauben vielfach ausübt.

Gehen wir über zu der eigentlich sittlichen Arbeit Englands an Indien, so ist vor allem auch und gerade das ein Verdienst, was die Hindus als Eingriff in ihr religiöses Leben ansehen: die Abschaffung einer Reihe von Mißbräuchen, die gegen die allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit verstoßen. So wurden z. B. Menschenopfer im Jahr 1845 von der englischen Regierung unterdrückt, ebenso die Sitte, daß junge Männer, die von ihren Müttern durch ein Gelübde dem Tode geweiht waren, sich selbst an einem gewissen Festtage das Leben nehmen mußten. Im letzteren Fall wurde einfach das Fest verboten, und einmal wurde dieses Verbot unterstützt durch die

Cholera, die in der Menge der Festfeiernden ausbrach; diese Heimsuchung faßte das Volk als eine Andeutung des Gottes auf, man hätte den Wünschen der weißen Männer mehr Rechnung tragen sollen.

Ferner ist, wie bekannt, die Sitte der Witwen-Verbrennung verboten worden, und zwar erst nach längerem Zaudern, weil man sie als einen Bestandtheil der Religion ansah, dem man nicht zu nahe treten dürfe. Eine Zeitlang wurden nur halbe Maßregeln dagegen ergriffen, so daß noch in einem Jahre die Zahl der bekannt gewordenen Fälle 839 betrug. Erst im J. 1829 wurde die Sitte mit Erfolg und ohne die befürchteten Schwierigkeiten ganz unterdrückt. Endlich wurde auch der schauderhafte Brauch, sich lebendig begraben zu lassen, abgeschafft, der von Leuten, die an einer unheilbaren Krankheit, wie Aussatz, litten, oder die sich einen besonderen Grad von Heiligkeit erwerben wollten, geübt wurde.

Gewiß waren all' diese Verbote nur erlassen in der Absicht, dem Volke zu nützen; aber so sehr ist Indien in die Netze der heidnischen Unsitte verstrickt, daß sich ihm selbst Wohlthaten in Nachtheile verkehren. Da die Witwen dem schrecklichen Todesloose jetzt entronnen sind, mehrt sich ihre Zahl sehr, zudem da die Möglichkeit der Wiederverheiratung ausgeschlossen ist, selbst wenn der Bräutigam im Alter von 6 Jahren oder noch jünger, gestorben war. Nun ist jede Stadt, jedes Dorf, ja beinahe jedes Haus voll von Witwen, die von jeder Lebensfreude abgeschnitten und zu Sklaven herabgewürdigt sind; ihr Leben gleicht meist einem Todtsein bei lebendigem Leibe, und oft würden sie einem solchen Zustande den Feuertod vorziehen, wenn das Gesetz es ihnen erlaubte, wie es denn vor einigen Jahren wirklich vorgekommen ist, daß in Tinneweli eine Witwe sich in ihrem eigenen Hause heimlich verbrannte.

Wenn ferner die Regierung jährlich einer großen Zahl von Mädchen das Leben rettet, das ihnen die unnatürlichen Eltern sofort nach der Geburt nehmen wollten, so bereitet ihr dafür die immer wachsende Zahl der Mädchen, die sich nicht standesgemäß verheiraten können, in einigen Gegenden große Verlegenheit. Sogar die Aussätzigen, deren Leben nun geschützt wird, bereiten der Regierung manche Schwierigkeiten; oft streifen diese Unglücklichen im Lande herum und verlangen von den Leuten Brot, indem sie drohen, ihre Kinder anzurühren. Daher müssen hie und da besondere Dörfchen für Aussätzige gebaut werden.

England sieht es nun ferner als eine Pflicht an, den geistigen Zustand des Volkes durch Unterricht zu heben. Als der Prinz von Wales in Bombay begrüßt wurde, waren auf einem geräumigen Platze 12,000 Kinder versammelt — alles Schulkinder verschiedener Religionen und Nationen: Hindus, Parsis, Muhammedaner, Katholiken und Protestanten, die aus Bombay und der Umgebung zusammengebracht worden waren. Schon die Thatsache, daß man eine so große Zahl von Kindern, Knaben und Mädchen, aus einem doch beschränkten Bezirke zusammenbringen konnte, ist bedeutsam und erfreulich. Sie waren in Reihen aufgestellt und nach Religionsgemeinschaften gruppirt. Jedes Kind hatte ein gedrucktes, an den Prinzen gerichtetes Lied in der Gudscherati-Sprache bei sich, das im Augenblick, da der Prinz unter sie trat, angestimmt werden sollte. In Madras wurde der hohe Gast von noch mehr Kindern empfangen. Ueberall gibt es nun Schulen: niedere, mittlere und höhere, außerdem Gymnasien und Universitäten, und jedes Jahr weist eine immer wachsende Zahl von Schülern und Studenten auf. In Bombay gab es im J. 1875 über 1000 junge Leute, die zum Universitätsstudium zugelassen wurden, darunter einige junge Prinzen. In Kalkutta waren es noch mehr, und der durchschnittliche Bildungsgrad scheint höher zu sein als in England. Südindien steht hinter Nordindien in seinem Eifer für Bildung nicht zurück; ja was die Fertigkeit in der englischen Sprache betrifft, trägt Madras vielleicht den Preis davon. Die größte Wichtigkeit für die allgemeine Bildung Indiens haben aber die einfachen Dorfschulen, in denen die Muttersprache, nebst Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird. Solche Schulen sind zum Theil sehr praktisch eingerichtet: sie fristen ihr Leben in freier Luft unter Bäumen, die Kinder üben die Schreibekunst zuerst im Sand, dann auf Palmblättern, und bringen es im Rechnen oft so weit, daß sie auch Brüche im Kopfe multipliciren können. Schon im Jahr 1873 gab es 30,477 Primarschulen, mit 963,000 Kindern in Indien, was freilich noch nicht viel heißen will bei einer Bevölkerung von 241 Millionen!

Und nicht nur in die Breite muß das englische Unterrichtssystem noch gehen, sondern eben so sehr in die Tiefe, d. h. es muß immer zweckmäßiger und solider werden. Selbst Engländer erkennen die schwachen Seiten desselben, auch abgesehen von dem Princip der Religionslosigkeit der Schulen, wohl an. Die indischen Universitäten

und Schulen enthalten mehr gut unterrichtete, als auf das Gute gerichtete Leute, solche, die mehr frei als weise denken, mehr vorwitzige Zweifler als redliche Forscher. Sehr oft ist nur der Verstand gebildet worden, nicht auch Herz, Wille und Charakter. So werden diese jungen Leute aufgebläht und eingebildet; sie lernen ihrer Väter Religion verachten und bekommen doch nichts Neues dafür. Die Zahl solcher „Gebildeten" ist groß, da Dank den englischen Einrichtungen die Kinder der Aermsten dieselbe Bildung erlangen können, wie die der Reichsten. Bei unglaublich billigem Preise kann ein junger Hindu studiren; sein Leben ist äußerst einfach: ein Stuhl, ein Tisch, eine Matte auf dem Boden sind seine einzigen Möbel, seine Bücher holt er sich aus der Bibliothek und Reis ist beinahe sein einziges Nahrungsmittel. Natürlich kann dann die Regierung nicht alle, die ein befriedigendes Examen bestanden haben, in ihren Dienst nehmen. Diejenigen, die leer ausgehen, schämen sich dann zur Handarbeit zurückzukehren; sie werden unzufriedene, den Engländern feindlich gesinnte Glieder der indischen Gesellschaft. Eine sociale Mittelklasse, wie sie in Europa den eigentlichen Schwerpunkt des Volkes bildet, ist in Indien nicht vorhanden, und daher fehlt auch eine durchschnittliche mittlere Bildung; die englische Bildung ist erst in eine kleine Schichte der Bevölkerung eingedrungen, und die Kluft zwischen den so Gebildeten und den Ungebildeten ist weit. Daher muß die Regierung in Zukunft ihr Augenmerk darauf richten, ihre Schüler mehr in ihren natürlichen Lebensverhältnissen zu lassen und sie für diese geschickter zu machen; ein indischer Zimmermann sollte ein besserer Zimmermann, ein Schreiner ein besserer Schreiner, ein Töpfer ein besserer Töpfer werden. Nur in besonderen Fällen müßte eine höhere, über den Stand der Eltern hinausgehende Bildung gewährt werden.

Noch war nicht von der Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Indien die Rede. Die Wichtigkeit derselben für den sittlichen und physischen Fortschritt der Bevölkerung kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Hindufrauen sind im allgemeinen fromme und hingebende Mütter, und üben daher großen Einfluß auf ihre Familien aus; aber sie sind entsetzlich unwissend, und ihrer Unwissenheit, Bigotterie und Unterwürfigkeit gegen die Brahmanen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Götzendienst und Aberglaube nicht viel schneller Grund und Boden verlieren. Die Regierung hat bis

jetzt noch wenig für die Erziehung der Frauen gethan: vereinzelte Anstrengungen sind gemacht worden mit großen Kosten und auch mit einigem Erfolg; aber oft haben sie auch nachgelassen. Die Sachlage ist eben die, daß zuerst die mehr zugänglichen Männer gewonnen werden müssen; sind sie christlich erzogen und gebildet, so wird die Bildung der Frauen sich von selbst geben und das weibliche Geschlecht wird dann ohne Vermittlung der Regierung auf einen der Bildung der Männer entsprechenden Standpunkt gehoben werden.

Es bleibt im Allgemeinen dabei, daß es für Indien eine Wohlthat ist, unter englische Herrschaft gekommen zu sein. Viel bleibt noch zu thun übrig und es ist zu hoffen, daß noch viel gethan wird. Für uns aber ist die englische Arbeit darum so wichtig, weil sie in manchen Beziehungen den Grund legt für die Arbeit der Mission.

b. Regierung der Engländer.

Indien ist gegenwärtig nicht mehr in drei Präsidentschaften eingetheilt, sondern in 8 Provinzen, die unmittelbar unter England stehen, und in 8 Territorien, die zum Theil von England überwacht werden, zum Theil aber faktisch unabhängig sind. Ein Heer von Beamten ist thätig, diese gewaltige Ländermasse zu verwalten; dem Eingebornen erscheint jedenfalls der Kollektor (Steuereinnehmer) als unmittelbarster Vertreter des englischen Regiments. Das Amt eines Kollektors schließt mehr in sich, als der Name besagt; in ihm ist die ganze Verwaltung eines Distrikts zusammengefaßt. Er zieht nicht nur die Steuern ein, sondern hat richterliche Befugnisse, ihm ist die ganze Wohlfahrt eines Bezirkes in die Hände gelegt, er überwacht die Polizei, die öffentlichen Arbeiten, Straßenbau, Ackerbau, die Verwaltung der Städte, er sorgt für das Gesundheitswesen, für Erziehung und alles Erdenkliche. Eine Menge von Sipahis stehen zu seiner Verfügung, stets bereit, seine Anordnungen auszuführen. Jeder Zoll am Kollektor ist in den Augen der Bevölkerung ein König. Er redet wie ein solcher, handelt wie ein solcher und besitzt thatsächlich mehr Macht, als anderswo manch' wirklicher König. Spricht er zu einem Manne: „Komm' her", so kommt er, zu einem andern: „Geh'", so geht er. Sein Amthaus ist der tägliche Sammelpunkt für eine Menge Eingeborner. Morgens in aller Frühe, wenn der Kollektor noch von seinem Ausritt in der kühlen Morgenluft nicht zurückgekehrt ist, sieht man schon Leute aller Art vor dem Amthause. Da stehen

einige Polizeisoldaten, die einen Gefangenen herbeigebracht haben, hier ist ein bescheiden aussehender Mann mit rothem Turban und weißen Kleidern, der eine Bittschrift einreichen möchte, dort sind einige abgemagerte, halbnackte Bauern, gebückt unter der Last der Armut und des Kummers; hier ein alter Mann, geleitet von seinem Weibe, dort einige Unterbeamte, die einen Bericht einzuliefern oder Befehle entgegenzunehmen haben; andere kommen um gewarnt oder aufgemuntert, getadelt oder gelobt zu werden und endlich allerlei Bummler, die eigentlich gar nichts da zu thun haben — alle mit einer Miene ruhiger Ergebung und unverwüstlicher Geduld. Kommt nun der Kollektor zurück und hat er um 8 Uhr sein Frühstück eingenommen, so ist es seine Aufgabe, all' diese Fälle in eigener Person zu erledigen. Um 11 Uhr etwa bringt der Postbote eine Last Briefe, und nun ist der Kollektor in eine wahre Flut von Papieren getaucht. Jede Post bringt ihm eine Menge von Schriftstücken und verlangt Berichte und statistische Notizen über alles mögliche. (Ein Kollektor wurde vor nicht langer Zeit aufgefordert, einen Bericht zu schreiben über die Lebensweise eines gewissen im Ganges lebenden Fisches. Andererseits haben diese Beamten aber auch schon freiwillig alle möglichen literarischen Beiträge zur Kenntniß Indiens geliefert; wir kennen einen, der ein ganzes Buch über Fischfang und Fischzucht in Indien geschrieben hat. Red.) Daher hört man von Seiten dieser Beamten öfter Klagen darüber, sie können ihre Arbeit nicht mehr bewältigen wie früher, sie seien ihrer Bewegungen nicht mehr Herr, sondern müssen einem Dutzend anderer Herren dienen, den Steuerkommissionen, der Sanitätsbehörde, der Polizeibehörde, den Direktoren des öffentlichen Unterrichtes, den Männern der Wissenschaft u. s. w. Daraus ergeben sich manche Nachtheile; der Kollektor, der mit Arbeit überhäuft, oder der, unmittelbar aus England angekommen, in die Verhältnisse noch nicht eingeweiht ist, gibt seine Schriftstücke zur Ausarbeitung an seine Unterbeamte und Sekretäre, diese sind vielleicht oft in demselben Fall und schenken ihren Schreibern das Vertrauen, so daß man sagen kann, die Verwaltung des großen Reiches werde in vielen Fällen geleitet durch Schreiber!

Freilich liegt der Schwerpunkt der Regierung nicht in Indien, sondern in England. Die Verbindung beider Länder durch den Telegraphen ist so enge, daß eine Verständigung der Regierungen mit Blitzesschnelle geschehen kann. Die ungeheure Kluft, die West und

Ost trennt, scheint überbrückt zu sein, und daraus ist leicht das Bestreben der englischen Regierung erklärlich, Indien nach der Form englischer Zustände zu verwalten und möglichst zu uniformiren. Indien besteht aber einmal aus ganz ungleichen Theilen, die nach Sitte, Religion, Klima, Bevölkerung sehr verschieden sind und sich insgesammt wieder von England unterscheiden wie die Nacht vom Tage. Daher ist die Regierung häufig in Versuchung, englische Zustände nach Indien zu verpflanzen, ohne daß dieses genügend dafür vorbereitet ist. Manche staatliche Einrichtungen der modernen Zeit, als Schwurgerichte, moderne Gesetzgebung, Municipalbehörden, Freiheit der Presse waren in Indien verfrüht und mußten deßwegen theilweise wieder rückgängig gemacht werden, was selbst wieder zu neuen Unzuträglichkeiten führt. Den Vortheil übrigens hat die Leitung von London aus, daß unerfahrene Provinzialgouverneure unmittelbarer beaufsichtigt werden können, indem man ihnen die Zügel straff anzieht, wenn sie ihre Grenzen überschreiten wollen.

Vielfach ist die Regierung hinter ihren Aufgaben zurückgeblieben, weil sie das ihr anvertraute Land noch lange nicht genügend kennt. Wir sehen davon ab, daß die Engländer meist eine unvollkommene Kenntniß der Geographie Indiens haben, daß indische Beamte oft nicht viel von dem wissen, was über die Grenzen ihrer Provinz hinausgeht, daß selbst Männer von Rang und Erziehung fragen können, ob Lahore nahe bei Benares sei u. s. w. — Das schadet Indien selbst noch nichts, auch das nicht, daß die Statistik über manche Punkte noch im Argen liegt, daß Bezirke, die bloß eine halbe Tagereise von Kalkutta entfernt sind, in englischen Berichten noch in neuerer Zeit als „unerforschtes Land" bezeichnet werden mußten. Aber wichtiger ist es, daß die Natur des Landes noch zu wenig bekannt ist, und daher lange nicht den Ertrag liefert, den sie liefern könnte. Wie groß und mannigfaltig die Leistungsfähigkeit in landwirthschaftlicher Beziehung sei, weiß man nicht, eben so wenig, welche Aussichten die Baumwollenkultur u. dergl. hat. Erst in neuerer Zeit hat man die Entdeckung gemacht, daß die Theepflanze auf indischem Boden heimisch sei. Unwissenheit herrscht zum Theil noch über Bau und Pflege des Kaffees, des Chinabaums, und vor allem des Tabaks. Vielleicht muß ja der letztere den Engländern die 8 oder 9 Millionen im Staatshaushalt ersetzen, wenn das britische Gewissen einmal dahin kommt, den Opiumhandel aufzugeben. Weiter-

hin ist Indien noch zu wenig nach der Seite seiner Wasserverhältnisse bekannt. Indien ist gesegnet mit einer Masse herrlicher Flüsse und Bäche, aber die beste Methode, dieselben zum Nutzen des Landes zu verwerthen, ist noch nicht gefunden. Es sind daher in vielen Gegenden noch keine Reservoirs zur Ansammlung des Wassers und keine geeigneten Vorrichtungen zur Bewässerung vorhanden, um der Dürre und Hungersnoth in energischer Weise entgegenzuwirken. Die Wissenschaft endlich hätte in Indien noch ein großes Feld vor sich, um in der prachtvollen Pflanzen- und Thierwelt botanische und zoologische, medicinische und viele andere Entdeckungen zu machen.

Die Eingebornen haben ihrerseits wieder eine Anzahl Beschwerden gegen die englische Regierung: warum, heißt es, läßt man uns niemals zu den höchsten Stellen zu? Warum gibt man uns nicht sociale und politische Gleichberechtigung? Wir wollen einige Repräsentanten im Hause der Gemeinen und, wenn uns diese Vertretung in der Regierung nicht gestattet wird, wenigstens berathende Versammlungen, deren Willen man höre, ehe man zur Ausführung neuer Gesetze schreitet. Das Alter für die Bewerbung um den englischen Civildienst ist neuerdings für die Hindus auf die Zeit vom 17. bis 19. Jahre festgesetzt worden; daher wird behauptet, die Hindus seien nun faktisch von der Mitbewerbung ausgeschlossen, da man doch nicht Knaben in diesem Alter nach England schicken könne. Ueberhaupt sei es eine Ungerechtigkeit, daß alle, die in den Civildienst treten wollen, ihres Examens wegen nach England reisen müßten. Ferner wird das Finanzsystem angegriffen: die Regierung sollte weniger kosten, sie sollte weniger Geld auf die öffentlichen Arbeiten verwenden. Die Steueransätze sollten sich mehr gleich bleiben und nicht so oft wechseln. Natürlich war die Steuer anfänglich eine niedere, mit der Zeit konnte die Regierung aber mehr von der ackerbautreibenden Bevölkerung verlangen, da das Ackerland nun bedeutend im Werth gestiegen ist. Dies können aber die Eingebornen nicht begreifen. Häufig wird auch über die Ausübung der Justiz geklagt: sie sollte billiger und weniger umständlich sein. Das Hauptübel besteht hier darin, daß es eine Unzahl von einheimischen Advokaten gibt, die von Processen leben, ihre Klienten ausbeuten und ihren eigenen Landsleuten das Blut abzapfen.

Die englische Regierung kommt gegenüber solchen Klagen in manche Verlegenheit; sie thut bald zu wenig und bald zu viel. Zu

viel scheint sie neuerdings zu thun, indem sie die Eingebornen zu Ungunsten englischer Beamten in Dienst nimmt. In Gerichtshöfen, Polizeibehörden, Eisenbahnstationen, Post- und Telegraphenanstalten und in jedem Zweige der Verwaltung trifft man jetzt Eingeborne an Stellen, die früher von Europäern ausgefüllt waren. Die englischen Beamten sind häufig darüber aufgebracht, daß man Eingeborne mit übermäßiger Werthschätzung ihrer Verdienste ihnen vorzieht. In 30 Jahren — hört man sie klagen — werden wir, die englischen Richter und Kollektors, aus dem Lande verschwunden sein; die Eingebornen, die wir herangezogen haben, drängen uns nach und nach hinaus. Wir haben die schwerste Arbeit gethan im Schweiß unsres Angesichtes, und doch dankt man uns nicht und bezahlt uns nicht besser.

Von Zeit zu Zeit wird übrigens auch der englischen Regierung eine dankbare Anerkennung, noch öfter eine schmeichelhafte Lobeserhebung von Seiten der Eingebornen zu Theil. Ein Hindu, namens Gopal-rao Hari Deshmukh, ein Mann von Energie und guten Gaben, wurde unlängst zum Richter in Tanna gemacht und mit dem Titel Rao Bahadur beschenkt. Darauf setzte er in die indische „Times“ etwa folgenden Artikel: „Diese Stellung ist mir verliehen worden als Belohnung meiner Unterthanentreue und meiner Dienste. Ich bin versichert, daß jeder verständige und wohlunterrichtete Mann in diesem Lande treu ist. Unser Land hat Jahrhunderte lang keine Regierung gehabt, die den Namen einer solchen verdiente. Es gab weder Frieden im Innern noch Sicherheit gegen Außen. Keine Gewalt in Indien setzte den Greueln der Witwenverbrennung, des Kindermords, des religiösen Selbstmordes und der Menschenopfer eine Schranke. Die ganze Nation bot das Bild des Stillstandes und der Unwissenheit. Jetzt steht es anders: unter den Auspicien einer gütigen, aufgeklärten und starken Regierung beginnen wir wieder fortzuschreiten. Licht und Erkenntniß ergießen sich über das ganze Land. Verjährte Vorurtheile und Irrthümer sind im Verschwinden begriffen. Wir halten es daher für ein großes Vorrecht, treue Unterthanen der Kaiserin von Indien sein zu dürfen. Wir haben jetzt Sicherheit des Lebens und Eigenthums, so gut als menschliche Einrichtungen sie zu Stande bringen können. Wer alt genug ist, weiß von den Plünderungszügen der Pindari's zu erzählen, die, von den Bergen herabsteigend, Schrecken im Konkan-Lande verbreiteten.

Diese Räuber von Profession sind durch die britische Regierung ausgerottet. Wir haben Redefreiheit, Preßfreiheit (letztere ist neuerdings bedeutend eingeschränkt worden nicht ohne Grund, aber auch nicht ohne bedenkliche Folgen. Red.) und das Recht, unsere Wünsche vorzutragen. Wir genießen die Segnungen des Unterrichts, nützlicher öffentlicher Arbeiten, inneren Friedens und der Freiheit von fremden Einfällen."

Aehnlich denken auch Andere. Einsichtige Hindus räumen überhaupt gerne ein, daß sie unter englischer Herrschaft mehr Wohlthaten genießen, als unter irgend einer anderen der Fall gewesen; manche sehen auch ein, daß das Ende derselben zugleich der Anfang unseliger Verwirrungen sein würde, und sie wünschen sehnlichst ihre Fortdauer. Aber wie steht es mit der Masse des Volkes? Wie ist die Mehrzahl der Unterthanen gegen die Engländer gestimmt? Diese Frage ist einer besonderen Besprechung werth, weil sie auch für die Wirksamkeit der Missionare von Bedeutung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission in den Augen der Welt.

6. Hawaiische Zustände nach Dr. Max Buchner.

„Als die Hawaiier zuerst in der Geschichte auftraten, was vor 100 Jahren geschah, waren sie in lauter kleine Stämme unter eigenen Häuptlingen zersplittert. Ihre berühmteste That seit Anfang bis jetzt ist die Tödtung des großen Seefahrers Cook (1779) geblieben. Cook ist der Entdecker der Hawaiischen Inseln, und von ihm wurden sie auf den Namen seines Vorgesetzten, des damaligen Chefs der Admiralität in London, Lord Sandwich, getauft. Die Einheit Hawaiis stammt von Kamehameha I., welcher dieselbe im Anfang unseres Jahrhunderts durch Unterwerfung aller anderen Häuptlinge herstellte. Er wird deßhalb nach seinem bedeutenderen Zeitgenossen in Europa der Napoleon der Sandwich-Inseln

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

Ein recht wohlunterrichteter junger Mann, der in einem Buche von der „Zenanamission“ gelesen hatte, fragte neulich ganz naiv, ob die Zenana's nicht ein Stamm der Afghanen seien, — und der Fragesteller gehörte noch dazu dem Volke an, das seinen Beruf, heidnische Nationen zu civilisiren und zu christianisiren, am längsten schon in Indien bethätigt hat.*) Vielleicht könnte aber auch unter den Lesern dieser Blätter, denen Indien zwar nicht durch das Recht der Gewalt, wohl aber durch das Recht der Liebe angehört, mancher die Antwort auf ähnliche Fragen schuldig bleiben. Andere aber, denen Indien durch persönliche Beziehungen oder durch Lektüre von Missionsberichten bekannter ist, werden einige Beiträge zur besseren Kenntniß desselben gewiß dankbar aufnehmen; denn die Liebe zu einer unsrer Theilnahme werthen Sache verlangt einerseits immer genauere Bekanntschaft mit derselben, und wird andererseits durch die wachsende Erkenntniß auch angefrischt und vertieft. Was wir im Folgenden mittheilen, ist den Schilderungen eines Mannes der Wissenschaft entnommen, der sich sein Leben lang mit Indien beschäftigt und der es mehrere Male von Kaschmir bis zum Kap Comorin durchreist hat; das Auge, mit dem er Indien beobachtet hat, ist aber zugleich das eines warmen Freundes des Christenthums

*) Wie groß bei uns in Deutschland noch immer die Unbekanntschaft mit indischen Dingen ist, kann man z. B. in einem sonst vortrefflichen Auffatz der Augsb. Allg. Zeitung (Nr. 136, Beilage) sehen, wo das Wort Kuli aus der „Kuli-Kaste“ hergeleitet wird, während es einfach einen Lohnarbeiter (Kuli-Lohn) bedeutet, eine „Kuli-Kaste“ aber gar nicht existirt. Wahrscheinlich ist dem Verf. die Kulin-Kaste vorgeschwebt; die Mitglieder derselben, feine Brahmanen, würden ihm diese Verwechslung aber wohl sehr übel nehmen.